

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 162.

Donnerstag, 15. Juli.

1915.

(4. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Sandhofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

„Mama, wir haben uns verlobt! Papa hat eingewilligt!“ sagten Walter und Felicitas am nächsten Tage und standen lachend, Arm in Arm, vor Frau Ada.

Ihr konntet die Nachricht nicht ganz überraschend kommen, aber die schöne Gelegenheit zu einer kleinen dramatischen Szene ließ sie sich nicht entgehen.

„Kinder!“ rief sie und schloß wie betäubt die Augen. Der Oberleutnant rief erschrocken um köstliches Wasser, Oly und Bruno stürzten herbei. Aber zum Glück ward ihr die Ohnmacht bald langweilig. Sie erhob sich wieder, umarmte die Tochter, küßte Walter und beschwor ihn feierlich, sie „Ada“ zu nennen, nur um Gotteswillen nicht „Schwiegermutter“!

Dann mußte gleich ein kleines Fest in Szene gesetzt werden.

„Blumen! Blumen!“ rief sie. „Man soll den Garten plündern! Du kleidest dich in Weiß, Fel! Ich will auch ein lichter Gewand haben!“

Wenn Walter auch schüchtern einzutreten suchte, Dr. Robertus wollte die Verlobung erst in der Stadt feiern, ihre Stimme klang doch wie ein Mammrus durch das Haus. Bruno mußte zum Fischer radeln, Dornberg wurde um Tannenzweige fortgeschickt. Die Jungfer sprang treppauf, treppab. Die Köchin glühte. Aber schließlich kam doch ein Festdiner zustande, bei dem Ada eine anmutige Rode hielt und ein paar Tränlein zerbrückte. Es waren nur schöne Theatertränen! —

Dr. Dornbergs Augen glühten voll Sehnsucht und Erregung und Reid, wenn sein Blick auf die beiden Glücklichen, die Verlobten, fiel. Mit heißen Flehen umwarben seine Augen die Schwester. Aber Oly schaute in übermühtiger Banne über ihn hinweg. Sie fand es zu komisch, wie das Brautpaar, das so gerne allein gewesen wäre, immer wieder von den stürmischen Vorereitungen ihm zu Ehren aufgejagt wurde.

Den ganzen Tag war den beiden kaum ein Augenblick zu einem heimlichen, zärtlichen Kuß, nicht eine friedliche Viertelstunde vergönnt, um sich auszusprechen, sich, nach dem Zweifeln und Bangen der letzten Zeit, dem seligen Bewußtsein der Klarheit, der Sicherheit hinzugeben.

Mama Ada fing gleich zu packen an. Sie machte Pläne für das Verlobungsfest und wollte sofort die Listen schreiben für die Anzeigen. Und ihre Unruhe brachte das ganze Haus in Aufruhr.

„Schah!“ hatte Walter seiner Braut beim Abschied angelüffelt. „Wirst du dich nicht langweilen in ruhigem Glück?“

„Ich sehne mich doch so danach!“ beteuerte sie zärtlich.

Sie war so bezaubernd hübsch mit ihren blühenden Augen und dem lächelnden roten Mund.

Hingerissen, berauscht blickte er sie an und glaubte an die Zukunft, glaubte an ihre Liebe, an den Ernst in ihrer Seele.

Ein grauer Nebeltag, ein kalter Wind erleichterten der Familie den Ausbruch von der Villa. Nur Dr. Dornberg war in trauriger Abschiedsstimmung. Er hatte Oly geholfen, die letzten Blumen im Garten abzuschneiden und stand neben ihr in der Laube, in der sie die Sträucher zusammenband, die sie in die Stadt mitnehmen wollte. Sie hatte sich ein rotes Tuch umgehängt und sah aus wie eine Spanierin. Immer mußte sie sich mit einem besonderen malerischen Reiz zu kleiden. Auch die eigenartige Frisur, die sie trug, eine Art Schnecke von dichten Böpfen über den Ohren, stand ihr vortrefflich.

„Haben Sie gehört, daß Ihr Vater mir eine Assistentenstelle verschafft hat, gnädiges Fräulein?“ fragte er mit leidenschaftlichem Blick.

„So, das freut mich! Das ist nett von Papa“, sagte sie gleichmütig.

„Aber ich muß fort — fort nach Hamburg!“

„Hamburg ist doch wunderbarlich. Ich beneide Sie darum!“ bemerkte sie mit einer Ruhe, mit einer Gleichgültigkeit, die ihn rasend machte.

„Was liegt mir an der Stadt, in der ich wohne? Und wäre es ein Paradies — ich müßte mich doch verzehren vor Sehnsucht!“

Sie ordnete behaglich ihre Blumen, wenigstens gab sie sich den Anschein, als verstünde sie nicht, was er sagen wollte und als habe seine Sehnsucht sie nicht zu kimmern.

„Fräulein, Fräulein Oly! Seien Sie nicht grausam! Nur ein Wort, nur ein einziges barmherziges Wort. Sie wissen ja, daß ich den Verstand um Sie verloren habe, daß ich nichts mehr denke, nichts mehr sehe als Sie, immer nur Sie! Ich will ja Geduld haben! Ich muß Geduld haben, denn ich bin nichts; bin nur ein armer Teufel, der sich erst seinen Platz in der Welt erkämpfen muß. Aber ich begehre ja auch nichts als ein Versprechen, daß Sie auf mich warten werden!“

Sie hob die kühlen Augen empor und sah ihn an.

„Warten! Wie so? Wie meinen Sie das?“ fragte sie spöttisch.

„Oly!“ fluchte er mit erstickter, zitternder Stimme. „Einmal muß der Tag kommen — und ich weiß, daß ich dieses heißersehnte Ziel bald erreiche, — der Tag, an dem ich mit mehr Recht als heute die einzige Frage an Sie richten kann, die für mich alle Seligkeit der Welt in sich schließt: Ob Sie meine Frau werden wollen!“

Sie lachte. „Ich! Ich soll Sie heiraten? Eine komische Idee!“

Er zuckte zusammen wie unter einem Schlag, und dann näher zu ihr hintretend, zierte er ihr heiser, totenbleich, in das Gesicht:

„Haben Sie es nicht gesehen, seit Wochen, daß ich Sie begehre, mit allen Fibern begehre, haben Sie nicht mit Ihren übermühtigen Augen diese wahnsinnige Glat geschürt, und nun, nun lachen Sie! Nun finden Sie

es komisch, und mußten es doch wissen lange, lange schon, daß ich diese Frage an Sie richten würde?"

„Nein, Herr Doktor! Darauf war ich nicht gefaßt! Ehrlich gestanden — ich hätte Ihnen mehr Menschenkenntnis zugetraut! Ich mag gern gefallen, und mich freuen, wenn mich jemand bewundert, — aber — aber Gemütsmenschen bin ich nicht. Das habe ich auch immer offen und unverblümt gezeigt, und gelacht — nicht wahr, über Ihre wilde Eifersucht! Den Eindruck des sentimentalischen jungen Mädchens, das sich in den Ersten Verstand verliebt und dann in Treue wartet, bis er umstande ist, ihr die bescheidene kleine Säußlichkeit zu bieten —, den kann ich Ihnen nicht gemacht haben! Ich mag keine Duzendheirat — so mit drei Zimmern in einem Mietshaus und dem Mädchen für alles! Nein, nein! Lieber will ich immer Fräulein Robertus bleiben und leben, wie es mir gefällt! Wenn ich meine Freiheit aufgebe, dann muß es auch der Mühe wert sein! Eine glänzende Stellung, ein interessantes Milieu oder doch lustiger Überfluß.“

Er hatte ihr mit finster gesenkten Augen zugehört, mit geballten Händen und fest aufeinander gepreßten Lippen.

Nun richtete er den gebeugten Rücken empor; er bäumte sich förmlich auf in seinem düsteren Born, in seiner glühenden Erbitterung. Wie gewachsen schien er, mit einem leidenschaftlichen Flammen in den Augen, das sein bageres, junges Gesicht reifer und schöner erscheinen ließ, das seinen Zügen einen stolzen herrischen Ausdruck verlieh.

„Wir werden uns noch einmal im Leben begegnen, gnädiges Fräulein!“ sagte er fast drohend. „Das weiß ich! Glauben Sie nicht, daß ein Mensch wie ich das erreicht, was er mit seiner ganzen Kraft, mit zähem, heißem Willen begehrt? Ich habe diese Überzeugung!“

Ich will und werde noch einmal zu den Bestehenden, zu den Bevorzugten gehören, die Ihnen allein der Beachtung wert scheinen! Und — wenn wir uns dann gegenüberstehen — vielleicht gibt es dann für mich die Stunde der Vergeltung für diese Demütigung!“

Ein Augenblick war sie eingeschüchtert, wie erschrocken von dieser grossen Prophezeiung, erschüttert von seiner leidenschaftlichen Wildheit. Aber ihre leichtsinnige Selbstsicherheit gewann rasch wieder die Oberhand.

„Es soll mich freuen, wenn Ihre Wünsche sich erfüllen! Nicht diese furchtbare Vergeltung, die Sie mir androhen, sondern Ihr Erfolg, Ihr rasches Emporkommen! Denn ich meine es wirklich recht gut mit Ihnen und bin deshalb noch kein Ungeheuer, weil ich mich nicht in Sie verliebt habe und noch gar keine Lust zum Heiraten verspüre!“

„Sie werden nicht immer so kühl und überlegen denken wie heute, gnädiges Fräulein — und wenn ich nicht zugrunde gehe, dann sehen wir uns wieder . . . Wir sehen uns wieder!“

Er wiederholte die Worte wie eine Beschwörung; dann verbeugte er sich und stürzte fort aus dem Garten in sein Zimmer, wo er mit fiebernden Händen seinen Koffer packte, als bliebe ihm nun keine ruhige Minute mehr, als müßte er gleich seinen Kampf beginnen um das Glück.

Macht! Macht! Wenn es einen Teufel gäbe, er hätte ihm seine Seele verschrieben in dieser Stunde! Wie ein Höllebrand war es in ihm von Schmerz und Groll und namenlosen Sehnen!

Nur der Besitz, nur Reichthum konnte ihn löschen! Er mußte verdienen, wahnsinnig verdienen in wenigen Jahren! Und dann, wenn er nicht mehr der arme Schüler war, wenn er sich einen Namen gemacht, wenn er oben stand auf der Leiter, die er nun erst erklimmen mußte, dann sich ihr nähern, schmeicheln, bittend, verführend, lockend, bis sie ergab, bis sie liebte, bis sie ganz hingebendes Weib geworden!

Nur eine Stunde, in der sie ihn ansah, gespannt, erwartungsvoll, mit klopfendem Herzen! All die Glut, die er für sie empfand, konnte ja nicht machtlos ver-

gittern! Es mußte etwas Zwingendes sein in einem solchen Leidenschaft!

Aber mitleidslos würde er dann lachen, wie sie über ihn gelacht hätte!

Er verabschiedete sich nur kurz und reiste schon vor dem Mittagessen ab.

Frau Robertus war ungehalten über diese Eile. Sie hatte gehofft, die Unbequemlichkeit des Willethnehmens und Gepäckaufgebens auf Dr. Dornberg abladen zu können, und behauptete, er sei undankbar und unhöflich. Oly schwieg; aber Bruno trat doch für ihn ein.

„Das kann ich nicht finden, Mama! Er war doch in keinem Abhängigkeitsverhältnis und braucht nicht Handlangerdienste zu tun!“

„Nun, er ist doch eine Art Hofmeister gewesen!“ bemerkte die Mutter.

Aber nun fuhr Oly zornig auf.

„O, keine Spur! Ein Hofmeister wird bezahlt, soviel ich weiß. Er war einfach unser Gast und hat wahrlich für den Aufenthalt auf der Villa ehrlich sein Theil geleistet, nachdem er täglich Brunos Vorträge über der griechischen Grammatik anhören mußte!“

„Sei froh, daß du nicht Griechisch zu lernen brauchst!“ warf Bruno beleidigt ein. „Ihr Mädels tut euch leicht!“

Felicitas schaute die Schwester mit einem verwunderten Blick an. Hatte die spröde Oly am Ende doch eine heimliche Neigung für ihren glühenden Verehrer, weil sie so leidenschaftlich seine Partei nahm?

Am demselben Vormittag hatte sich in der Stadtwohnung der Familie Robertus eine sonderbare Szene abgespielt. Der Doktor war zu seinen Patienten gefahren. Fanny arbeitete mit heißem Gesicht, in eifriger Hast. Sie mußte die Schlafzimmern instand setzen, die Betten überziehen, Staub wischen, das „Willkommen!“ mit einem frischen Kranz an die Tür nageln und einen süßen Kuchen backen für Bruno. Der Jüngste der Familie war ihr besonderer Liebling, und da sie ihn von seiner ersten Kindheit an viel behütet und in mancher Krankheit gepflegt hatte, war er für sie immer noch „der Bub“, der wie in früheren Zeiten beim Empfang sein Schokoladentörtchen bekam.

(Fortsetzung folgt.)



Künstler wird nur der, der sich vor seinem eigenen Urteil fürchtet.
Ludwig Angenruber.

Gedanken über Hindenburg.

Von Friedrich Lienhard.

Vor meinem Fenster rauscht im lebendigen Wind die Reichsfahne und hindert einen neuen Russensieg. In diesen Tagen begleitete mich innerlich fast ununterbrochen, ja auf-fällig, das ruhig-klassische Gesicht Hindenburgs. Wir alle hatten ja wohl eine Ahnung, daß sich etwas Bedeutendes da träuben vorbereite. Und nun ist die Ahnung Tat geworden.

Im Sonnenschein und Ostwind durch das Spitzengewebe des Frühlingsswaldes wandernd, will ich einige Gedanken ein-zufangen und mit dem Bleistift festzuheften suchen: ernste Gedanken, die sich an den Sieg anknüpfen lassen, aber unser ganzes deutsches Leben angehen.

Ja, wir nehmen mit Bedenken wahr, daß unsere Kaffee-häuser voll sind wie immer, daß die Summe fauler Beschäftig-keiten, die nachher wieder in Form von Alkoholismus unseren Lebenskern zu beeinflussen und zu verwirren suchen werden, nicht abzunehmen scheint. Aber wir anderen, die wir von jeher an Einfachheit und Durchgeistigung des Lebens gewohnt waren, legen diesen Gefahren vielleicht zu viel Wert bei. Wir haben jetzt doch neue Maßstäbe für das Lebendige und Werte volle gewonnen. Daß jene Sippen der Faulenzer niemals wieder die öffentliche Meinung beeinflussen, das muß eine neuere und kräftigere Menschengattung verhindern: Menschen vom Schlage eines Hindenburg.

Wenn man des Generalfeldmarschalls ernstes und sachliches, in sich geschlossenes, weisen Angesicht betrachtet, so weiß man sofort, was hier gemeint ist. Hindenburg ist aus altpreussischer Schule: sachlich und pflichtfromm. Frommheit ist Ehrfurcht vor der Sache, Ehrfurcht aber auch vor den Mächten, die jenseits der menschlichen Willenskraft stehen. Sachlich und taftastig sein, aber im Wunde mit dieser Wärme der Ehrfurcht: — das erst ist eine Gesinnungsweise, die einen rechten Akkord ergibt. Sachlichkeit allein ohne religiösen Ausblick zu dem Unberechenbaren, das man Glück oder Gnade oder Schicksal nennt, wäre troder, oder brutal. Der ruhig-warme Blick, der aus der oberen Gesichtshälfte des Feldherrn leuchtet, gleicht den wichtigen Unterbau des Kopfes vortrefflich aus und gibt dem Gesamtbild einen gemessenen, harmonischen Ernst.

Uns ist es hier nicht um die Person dieses Mannes zu tun: vielmehr um den Typus. Um die deutschen Kräfte, die hier anschaulich gesammelt und gestärkt sind. Wir müssen wieder unter allen Umständen eine echt deutsche Verbindung herstellen zwischen Sachlichkeit und Frommheit, zwischen Heldentum und Güte, zwischen Tapferkeit und Ehrfurcht. Rinn und Mund fest und ruhig, den Bäumen der Erde gewachsen; Augen und Stirn warm, klar und nicht minder ruhig: grad aus in die Gesetze des Ewigen zu schauen fähig und geübt.

Hindenburg soll eine merkwürdige Auserung getan haben: er habe kein zweites Masurenkampf die rechte Hülfsstütze der Deutschen, die rechte Gebetskraft vermisst. Der moderne Mensch mag sich zu dieser Auserung stellen, wie er will und kann; für meine Person bin ich der Ansicht: einer dichterisch-religiösen Einschauungskraft ist diese Auffassung nicht fremdartig. Ist es denn im Zeitalter Markonis etwa so schwer, an Fernwirkung zu glauben? Sollte nicht auch das geheimnisvolle Strahlenwerk der Gedanken den Erdball umfliegen wie ein feinstes Fluidum und empfangliche Herzen und Hirne beeinflussen in guter oder ungünstiger Art? Liebende, die innig aneinander denken, wissen über dieses Kapitel zu sprechen. Es ist gar keine so fernliegende, gar keine so unmoderne Vorstellung, daß guten Gedanken Segenskraft innewohnen könnten. Wir erfüllen den Ater mit einer weit hin schwingenden Macht. Man sollte daher auch seine Gedanken, diese Markonijernfanten, in Zucht nehmen. Einmütiger Wille zum Guten in einem wahrhaftigen, tapferen und treuen Volke ist ein wahrer Atomefors wert und etliche Kruppische Riesenkanonen dazu. Ja, das ist erst der Unterbau für alle äußeren Machtmittel.

Was wissen wir denn von der geistigen Struktur des Weltalls und dieses Planeten? Nichts als was wir erahnen und erleben können. Dies alles ist keine Mystik, das ist vielmehr realistisches Erlebnis. In die Reihe dieser realen Mächte der Seele gehört auch die Strahlkraft des Gebets. Wir haben diese Schloßdermaschine zu handhaben verlernt, wir ungeheuersten Modernen. Aber es mühte doch wieder etwas wie eine unsichtbare Gemeinde der Stillen und Ernsten, etwas wie ein ungeformter Geheimbund, eine Bruderschaft, eine feine Lebensbeziehung derer erwachsen, die selbstlos und parteilos an das Wohl des Ganzen denken, die sich in allabendlichem Überblick wie etwa ein Hausvater förmlich üben, der ganzen deutschen Familie gute Gedanken hinauszusenden. Das wäre wohl ein Quell geheimer Kräfte. Und zugleich wäre es für die edlen Naturen, die sich in solcher Hingebung üben, eine wundervolle Selbsterziehung: über das kleine Ich hinaus zu wachsen in das Allgemeine.

Man klagt sehr gelegentlich über die Perseveranz und Zuchtlosigkeit verwilderter Jugend. Hier steckt in der Tat eine moderne Gefahr: Mangel an Ehrfurcht! Dieser Gefahr wird begegnet werden, wenn wir wieder Männer bekommen, die unweidlich und gerecht zu befehlen wissen. Ein guter, klarer Befehl ist nicht mit Gold zu bezahlen; er ist die leimhafte, zunächst noch zusammengehaltene, aber alles Wesentliche bereits enthaltende Tat. Strömt der Befehlende mit der klaren Festigkeit zugleich Vertrauen aus: so ist die Tat zur Hälfte schon getan. Der Feldherr ist ein Kraftquell; er strömt mit der himmlischen Wirkung seinen Tatgedanken in seine ausführenden Menschen hinein. Mit einem Wort: er kann befehlen.

Die französische Revolution siegte in dem Augenblick, als der König nicht mehr befehlen konnte; als er seinen fast tausend Schweizer und Edelknechten im Palast weidmütig das Schießen auf das liebe Volk untersagte: auf den Böbel, der des Königs Haus stürzte und die Schweizer in Fesseln riß, während sich der Hausherr unter den Schutz des Parlaments

begab! Da wuchsen dem Ex-König die Energien eines Danton und Robespierre über den Kopf. Für den guten Feldherrn aber geht der Soldat durchs Feuer. In solchem Falle will der Krieger weder Luxus noch sinnliche Genüsse: das Geistige auch im gemeinen Grenadier wird dann das Mächtige; es ist angestrichelt von der gesammelten Geisteskraft seines Feldherrn. Er will, was dieser will: er will durch gern getragene Strapazen hindurch den Sieg.

Wollte doch Gott uns Deutschen auch auf geistigem Gebiet ein paar große führende Männer schenken! Männer von edelster Wirkung! Männer, die vom Instinkt der Nation gesunden, verstanden und geliebt werden!

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Wunder des Gärzer Karstlandes. Die wilden Bergkämpfe an der österreichisch-italienischen Grenze spielen sich in einer geologisch und landschaftlich gleich merkwürdigen Partie des Anfluges der Erde ab, die man in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen als Karstformation zusammenzufassen pflegt. Hier ist das Wunderland der Tropfsteingrotten und unerforschten Höhlen sonder Zahl; hier grünen in Erdtrichtern laubreiche, blütenbunte Gärten, während oben die eisige Vorkaun den spärlichsten Pflanzenwuchs aufkommen läßt; hier ist das Reich der unterirdischen Flüsse und Bäche, die plötzlich über steile Felsenhänge in der Unterwelt verschwinden und nach geheimnisvollem Laufe in überraschender Ferne wieder auftauchen; hier leben Seen ein sonderbares Dasein, deren Wasser nach unbekannten Geseßen kommen und gehen, und hier stoßen schließlich in einem Lande von nur 10 geographischen Meilen Längenausdehnung die Vegetation des Südens und nordischer Tannenbehang und Gindeln hart aufeinander. So drängt sich hier eine Fülle merkwürdiger Lebenserscheinungen auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammen. Bei den alten Raubfeste Ruq befindet sich ein Höhlensabyrinth — der Berg, in und auf dem sie steht, wird nach Dr. Heinrich Ros in neun Ebenen von Höhlensystemen durchschnitten —, in dem sich ein paar Bäche namens Loka und Grappa unterirdisch verlieren, und kein Mensch kann sagen, wo sie eigentlich wieder ans Tageslicht kommen, ob sie ihre Wasser schließlich zur Adria oder zum Donaustrom zuführen. An die Hauptgrotte knüpft sich eine Erinnerung aus der wilden mittelalterlichen Fehdezeit. Nichts von ihr nämlich befindet sich das wie der Schlupfwinkel eines prähistorischen Raubtieres anmutende Höhlengemach, in dem der letzte Verteidiger des Raubnestes, Erasmus v. Ruqer, seinen Untergang fand. Ein Verräter hatte den Belagerern mitgeteilt, daß sich der Ritter nächtlicherweise dort, wo wohl seine Vorratskammer war, zu schlafen mache und man könne bei aufmerkamer Beobachtung den Schein seines Lichtes (das natürlich ein Kleinfeuer war) erkennen. Mit großer Sorgfalt wurden bei nächster Gelegenheit ein paar Duzend Wallbüchsen und Feldschlangen zugleich auf den einen Punkt eingestellt und losgebrannt; das weiche Kalkgestein ward in Trümmer geschossen und begrub den Verhassten unter sich. Das war 1485, und damals trug der Karst überall noch mächtige Urwälder. Sie sind dank dem Unverstand der Dörfler längst abgeholt, und die Vora, der eisige, in den Gipfelschluchten der Karstberge geborene Nordoststurm, beherrscht seitdem die kahlen Höhen und läßt nur an wenigen geschützten Stellen neue Aufforstungen, für die die österreichische Regierung viel aufwendet, hochkommen. Naturmerkwürdigkeiten sind das Mädchen immergrüner Steineichen bei Durmo und der Pinienhain von Centenara, dessen Jahrhunderte alter Bestand den letzten Rest der Pinienurwälder aus der Römerzeit darstellt. Aber das Merkwürdigste bleibt die geheimnisvolle Unterwelt der tief im Schoße der Erde dahinbrausenden Bäche und Flüsse. Nur wenige Menschen kennen sie näher, und das sind nicht Bergsteiger, Speläologen (das anmutige Wort hat sich mit der neuen Wissenschaft der „Speläologie“ oder Höhlenkunde, für die auf dem Böslingberge bei Ling seit 1912 schon ein eigenes Museum besteht, eingebürgert; es geht auf das altgriechische Wort für Höhle zurück) oder sonst Gelehrte, sondern arme Grottenjäger, die dem durch Anpassung an die ewige Nacht im den Tiefen blind gewordenen Ohr nachstellen, der neugierigen augenlosen Mollusken und Käfern von wissenschaftlichen Instituten usw. stets gut bezahlt wird. Es ist ein Leben von

Abenteuer und Tragödien, die noch nicht geschrieben sind. Manch solcher Olfanfänger ist halb verschnitten in irgend-einem Höhlengänge von nachsuchenden Freunden gefunden worden, mancher, dem der Proteusfang ein Goldfischchen für sein Mädchen einbringen sollte, ist für immer verschollen, mancher sah meilenweit von der Stelle, da er in die Unterwelt stieg, das Tageslicht wieder. Diese Leute, ihrem Kaiser Franz Joseph „treu bis auf die Knochen“, mögen jezt im Kriege unschätzbare Dienste leisten, da sie die geheimsten Winke und Wege über und unter der Erde kennen. Mitten in den kahlen Öden des Karst finden sich, wie erwähnt, fruchtbare Oasen, die in dieser Umgebung wie Zaubergärten der Amida anmuten. Es sind die sogenannten „Dolinen“, in ihrer geologischen Entstehung noch nicht erklärte Erdtrichter von oft respekabler Größe, in denen sich die Feuchtigkeit sammelt, während oben Sonne und Bora alles vernichten. So bedecken üppige blumige Wiesen ihren Grund, auf dem sich an manchen Stellen selbst staltlicher Baumbusch breit macht, und jedes Fleckchen ist zu primitiven Gartenkulturen ausge-nutzt. Andere solche Trichter, ebenfalls Dolinen genannt, in den höheren Regionen des Karst, bilden wieder immer sich erneuernde natürliche Fiskeller, deren Ausbreitung den bitter-armen Asplen einen kleinen Verdienst bringt. Das Wunder des Birknitzer Sees, der freilich nicht mehr zu Görz gehört, sind oft beschrieben worden, und so gibt es noch manchen anderen Weiser, dessen Wasser zeitweise durch trichterförmige „Sauglöcher“ in die Unterwelt verschwinden — auf Monate, währenddessen der fruchtbare Seeboden angebaut wird — um gewöhnlich im Winter und Frühling für einige Zeit zurückzu-fluten. Um diese Welt der Vergnügen nun lobt der furcht-bare Gebirgskampf, in dem sich die Italiener an der unein-nehmbaren Höhlendefensive der Österreicher verblühen — nicht zum mindesten deshalb, weil diese Karstwelt ihnen fremd ist und auf Schritt und Tritt ungelannte, vom Segner Flug be-nutzte Schrednisse birgt.

Fächer und Schleier im Schützengraben. Noch eine über-rauschung, die dieser Krieg uns bereitet! Wir wußten, so schreibt Gustave Téry im „Journal“, daß in den Händen einer eleganten Frau der Fächer zu einer furchtbaren Waffe werden kann. Wer hätte uns aber voraussetzen können, daß diese Waffe in den Händen unserer „Boilus“ zur Vertei-digung der Schützengräben dienen könnte? Und doch ist es so. Mit einem Fächer jagen unsere Soldaten die Feinde in die Flucht, die noch zahlreicher sind, wie der Feind in den Gräben drüben und die oft sehr gefährlich sind: die Fliegen, die schmutzigen Fliegen, die auf den Schlachtfeldern schwärmen und die Keime ansteckender Krankheiten verbreiten. Ihre Berührung ist nicht nur unangenehm und ekelhaft; sie kann auch verhängnisvoll werden. So ergeht also der Aufruf an alle Frauen, die in ihrem Schrank Fächer, die sie nicht brauchen, aufbewahren. Man wendet sich an die Fabrikanten, an die großen Warenhäuser, und es sind auch bereits mehrere tausend Fächer gesammelt worden. Nicht weniger wichtig sind übrigens ganze Ballen Gaze, die gleichfalls zu den Schützen-gräben befördert werden. Mit einem Meter Gaze machen sich unsere Soldaten Rücken-schleier, um während des Schlafes den Kopf zu schützen. Wie viel verderbliche Fiebererkrankun-gen sind durch diese einfache Vorsichtsmaßregel vermieden worden. Allmählich ist das Äußere des modernen Soldaten etwas merkwürdig geworden: über dem Gesicht trägt er eine Maske gegen die beläunenden Gase, um den Kopf hat er den Schleier und in der Hand schwingt er den Fächer!

Die Granaten des Schicksals. Ein Mitarbeiter der „Daily Mail“ erzählt folgende wahre Geschichten aus dem Felde, die deutlich zeigen, wie seltsam auch im Kriege das Spiel des Zufalls ist. . . . Im Verlaufe der ersten Schlacht bei Ipern fiel eine schwere deutsche Granate auf das Schloß von Hooge, in dem sich der Stab der ersten Division befand. Das Frühstück war soeben in der Messe beendet worden, und die Offiziere des Generalstabes begeben sich in den Hof. Zwei Offiziere stehen an der Tür zusammen. „Nach Ihnen“, sagte der eine, indem er zurücktreten wollte. „Nein, nein, bitte gehen Sie nur voran“, sagte der andere. Der erste Offizier trat durch die Tür; aber in dem Augenblick, da er die Schwelle überschritten hatte, fiel die deutsche Granate herab und tötete ihn auf der Stelle. Sein Kamerad kam ohne die kleinste

Schramme davon. . . . In einem Bauernhof in derselben Gegend schliefen drei Soldaten nebeneinander auf dem Stroh. Eine Granate fuhr durch das Dach und plakte in der Mitte des Raumes. Die beiden Soldaten, die rechts und links lagen, wurden getötet. Der Dritte, der zwischen ihnen lag, erlitt keinerlei Verletzung.

Ein Besuch im italienischen Hauptquartier. Die Mel-dungen des Generals Cadorna werden mit der Zeit kürzer, der Stoff für die strategischen Betrachtungen in den Zeitungen wird somit knapper, und so gewinnen die allgemeinen Schilderungen von den äußeren Umständen der Kriegführung in den Spalten der italienischenblätter mehr an Raum. Erst hieß es, daß die Presse vom Hauptquartier ausgeschlossen sein sollte, aber jetzt liest man die Schilderungen eines Sonder-berichterstatters des „Giornale d'Italia“, der dem Haupt-quartier einen Besuch abgestattet hat. Wie es in einer italie-nischen Darstellung einer italienischen Angelegenheit nicht anders sein kann, ist danach dieses Haupt-quartier der Inbe-griff von allem, was man von einem solchen erwarten darf und was insbesondere das sehr demokratisch empfindende italienische Volk erwartet. Man könnte glauben, versichert der Berichterstatter, daß man ein Kloster vor sich habe, wenn man das riesengroße Haus aus dem 17. Jahrhundert mit seinen völlig gleichmäßigen Fensterreihen in einem blühenden Garten vor sich sieht; jedenfalls würde niemand vermuten, daß dies die Hirnschale ist, in der das militärische Gehirn Italiens „siebelt“. Wachen gewahrt man nicht, nur Schranken, die kein einfacher Bürger überschreiten darf. Im Inneren dieses Hauses arbeiten etwa 50 Männer 14 Stunden täglich; sie sind unzugänglich für jeden, der nicht mit der Sache selbst etwas zu tun hat. „Es ist ein Hauptquartier, das würdig eines liberalen Volkes ist, das sich für seine Freiheit schlägt. Jede imperialistische Außerlichkeit ist hier unterdrückt.“ Um 6 Uhr früh beginnt die Arbeit, die den ganzen Tag nicht einen Augenblick unterbrochen wird. Die beiden Generale, Cadorna und Porro, arbeiten in zwei hellen Sälen, in denen man außer ihnen nur ihre Mitarbeiter sieht. Beide begeben sich fast täglich zur Kampflinie; nur von wenigen bemerkt, sausen sie im Auto hinaus, gelangen zu den vorderen Stellungen, beobachten und lehren dann zurück. Selbst die Soldaten an der Front werden ihrer kaum gewahr. Cadorna legt auf diese unmittelbaren Eindrücke das größte Gewicht. „Eine halbe Stunde direkter Beobachtung eines Kampfes ist mehr wert als ein halber Tag Studium auf der Karte“, sagte er kürzlich, als seine Umgebung ihn darauf aufmerksam machte, daß er auf einem vorgeschobenen Posten in Gefahr wäre. Wenn die Nacht herabsinkt, hört die Arbeit im Hauptquartier auf. Die Kämpfe des nächsten Tages sind dann auf Grund der letzten Meldungen bereits angeordnet, der Draht hat „die Befehle, die Ratschläge und die Ermahnungen“ zu den verschiedenen Stellen der weiten Front übermittelt. Alsdann begeben sich die Generale mit ihrem kleinen Gefolge zur Mahlzeit, die im großen Speisesaal des Hauptquartiers selbst an der strengen und nüchternen Tafel eingenommen wird. Manchmal nimmt auch der König daran teil. Um 10 Uhr begeben sich die Häupter des Heeres zur Ruhe. Nach dieser Schilderung der Hauptquartier-Ähyle erzählt der Berichterstatter vom König, der für sich unter den vielen Palästen und prächtigen Villen, die ihm angeboten wurden, eine bescheidene, ruhige und in einem friedlichen Winkel der Campagna verlorene kleine Villa als Wohnsitz gewählt hat. Auch der König legt das größte Gewicht darauf, nicht durch irgendwelche Außerlichkeiten aufzufallen; oft erkennen ihn selbst die Soldaten nicht, wenn er in seltsamer Uniform ohne jedes Abzeichen im Automobil vorüberfährt. Das königliche Automobil aber erscheint überall. Es vergeht kein Tag, an dem die Soldaten den König nicht an drei oder vier Stellen der Front sehen, die Hunderte von Kilo-meter auseinander liegen. Immer kommt er unerwartet an, auch bei den Generalen; er geht vor zu der Kampflinie, be-gibt sich auf erhöhte Punkte und folgt bisweilen stundenlang dem Feuer einer Batterie oder dem Manöver einer Infan-terieabteilung. Nach den ermüdenden Fahrten längs der Feuerlinie bleibt er abends nach der Rückkehr noch lange beim Studium der wichtigsten Probleme des italienischen Vor-marsches. „Mehrere Male haben unsere Generale mit Erfolg die Ratschläge und Urteile des Königs beherzigt“, versichert der Berichterstatter des „Giornale d'Italia“ mit großem Nachdruck.